Gegenteil ist jedoch der Fall und es gibt eine ganze Menge, die direkt desinfizierend wirken. Die Idee, daß sie nachteilig sind, hat sich wohl dadurch verbreitet, daß bekanntlich Blumen, wenn sie in einem Zimmer über Nacht bleiben, dem Schläfer Kopfschmerzen und Uebligkeiten verursachen können. Doch ist dies nicht dem Duft der Blumen zuzuschreiben, sondern den Gasen, die sie ausatmen. Wohlgerüche, die von diesen selben Blumen gewonnen und in einem Schlafgemach gelassen werden, würden absolut keine schädigende Wirkung haben.

Die Aegypter waren, so viel man weiß, die erste Nation, der die Kunst der Parfumbereitung bekannt war, und beim Einbalsamieren ihrer Toten wendeten sie wohlriechende Stoffe an. Von ihnen lernten die Juden, Assyrer, Griechen, Römer, Araber und schließlich das moderne Europa sie. Sehr bald wurde herausgefunden, daß manche Blumen den größten Duft bei Sonnenaufgang, andere um die Mittagszeit, noch andere bei Nacht besitzen; es hängt dies eben davon ab, wann sie am vollsten zur Entfaltung kommen. Das erste spiritushaltige Parfum bereitete im 14. Jahrhundert die Königin Elisabeth von Ungarn; als „Ungarisches Wasser" ist es bekannt geworden. Sie soll das Rezept dazu von einem alten Eremiten erhalten und die Benutzung des Wassers ihr so große und dauernde Schönheit verliehen haben, daß, als sie bereits das etwas reife Alter von 72 Jahren erreicht hatte, sich noch jemand in sie verliebte. Ihre Namensschwester, die Königin Elisabeth von England, pflegte parfumierte Handschuhe zu tragen und eine sogenannte Ambrokugel in der Hand zu halten, die aus verschiedenen Parfums hergestellt war. Man war der Meinung, daß dadurch, daß man diese in der Hand trug und von Zeit zu Zeit daran roch, man sich vor Ansteckungen bewahrte.

Die Parfums damaliger Zeit waren meist sehr stark, Moschus und Zibet bildeten die Basis. Selbst die Fußböden der Zimmer wurden wohlriechend gemacht, indem man sie mit parfumiertem Wasser wusch oder parfumierte Binsenmatten ausbreitete. Der Verbrauch an Parfums stellte sich denn auch sehr groß und Mme. de Pompadour pflegte jährlich 500 000 französische Pfund (= 400 000 Mark) dafür auszugeben. Das Material für die Fabrikation von Parfumerien wurde von Linne in sieben Klassen geteilt, neuere Sachverständige unterscheiden aber deren 12. Zwei Stoffe werden von Tieren geteilt, Moschus und Zibet. Dieselben sind deshalb sehr wertvoll, weil sie ihren Geruch lange bewahren; ein einziges Moschuskörnchen behält denselben jahrelang. Der Moschus ist eine Ausscheidung des Moschustieres, die sich bei dem männlichen in einem besonderen Beutel sammelt. Der beste kommt von Tonkin; doch liefert ihn auch China und Thibet. Er ist von rötlich brauner Farbe, die sich, wenn der Stoff der Luft ausgesetzt wird, in braun verwandelt. Der Geruch, den derselbe ausströmt, ist so stark, daß der Jäger, wie es heißt, sich Nase und Mund verbinden muß, wenn er dem Tiere den Beutel abschneidet, damit er nicht erstickt. Bevor der Moschus nach Europa kommt, ist er aber meist schon stark verfälscht. Zibet, die Drüsenausscheidung eines kleinen Tieres, das dem Katzengeschlechte angehört, hat zuerst einen widerlichen Geruch, der sich aber durch Auflösung in einen angenehmen verwandelt.

Die anderen Parfums werden zum größten Teil aus Blumen und Kräutern, aber auch aus Samen und Früchten hergestellt. Endlich gibt es jetzt ja eine Menge von Wohlgerüchen, die einzig und allein der Retorte entstammen, die Chemie hat es verstanden, Nachahmungen zu schaffen, die den Originalen so gut wie nichts nachgeben.

*

Kanaan vor der Einwanderung der Israeliten.

Die Zeit, die Allbestatterin, sie furcht und pflüget sonder Ruh',
Und jede Furche, die sie pflügt, deckt schollernd ein Jahrtausend zu.
Auch über Wall und Viadukt, wie über Flur und Rosenhag,
Wird rauschend ihre Pflugschar gehen. Einst kommt der Tag, einst kommt der Tag! —

Das Menschengeschlecht wähnt sich dauernd auf der kleinen Erdscholle zu Hause, es glaubt für eine Ewigkeit seine Burgen, Städte, Kirchen und Paläste zu bauen und siehe, im Zeitensturm ist alles zerschellt, „Nur Oedeland, ein Grab und Trümmer." Romas gewaltige Cohortenscharen schlafen längst in fremder Erde den ewigen Schlaf. Des alten Hellas, Sidons und Tyrus schnelle Flotten, die auszogen, die wunderbare Atlantis in einer fernen See zu suchen, ruhen vergraben irgendwo auf tiefem Meeresgrunde, und seit Jahrtausenden rollen unaufhörlich Wagen auf Wogen über sie hinweg aus Land. Alexanders des Großen sieggewohnte Scharen träumen irgendwo im heißen Wüstensande vom Wunderlande Indien, fern im Ost, das sie auszogen zu erobern, das sie aber nie gefunden haben.

Die Götter der großen Nationen der Vorzeit liegen längst gestürzt, die hochragenden Hallen sind in Schutt und Trümmer gesunken, und nur geborstene, zertrümmerte Säulen geben Kunde von einstiger hoher Kunstvollendung, von einer Menschheit, die so Hohes und Gewaltiges geleistet, daß selbst unsere Tage mit ihrer vollendeten Technik nichts Schöneres und Erhabeneres schaffen können.

Ein armseliges Epigonengeschlecht schafft mit emsigem Fleiß in den Ueberbleibseln einstiger Kultur und ist froh, wenn es hier eine zertrümmerte Statue, dort einen Säulenschaft und anderswo leidlich erhaltene Reste eines Bildwerkes aus dem undankbaren Boden hat ausgraben können. Ganze Scharen ziehen jetzt aus, uns auf diese Weise Nachricht zu geben von den Nationen, die einst die großen Kulturzentren am Mittelmeer, in Kleinasien, ja bis tief nach Persien hinein bewohnt haben. Aus dem, was noch erhalten in Bild und Wort, will man uns die mehrtausendjährigen Geschichten jener Reiche schreiben, über die man bis vor einem halben Jahrhundert wenig mehr als ihre Namen gewußt hat. Seit den Tagen des großen Engländers Layard, des genialen Franzosen Botta und seitdem der Däne Münter, der Deutsche Grotefend und der Franzose Champollion, die Engländer Sir Henry Rawlinson, Mr. Fox Talbot und Dr. Hinks in Dublin uns den Rosettestein und die Keilinschriften lesen gelehrt, wissen wir, daß Jahrtausende vor Christus schon am Nil, am Euphrat und Tigris ein reiches Völkerleben geherrscht hat. Wir sehen die Historiographie der Bibel sich Zug für Zug erhellen, und sie, die schon daran war, von gewissen Geistern ins Reich der Mythe verwiesen zu werden, steht jetzt fester denn je zuvor.

In einer längeren Ausführung sprach gestern Abend nun Herr Pfarrer Dr. Jeremias von der Lutherkirche in Leipzig in der Hochschule für Musik vor einem zahlreichen, sehr exquisiten Auditorium über jene Zeit, über die wir noch wenig wissen, über Kanaan in vorisraelitischer Zeit. Lange schon vor den Tagen Hammurabis (2500—2250 v. Chr.) ist babylonisches Wesen, sind babylonische Sitten und Gebräuche in Asien bis nach Palästina, ja bis nach Aegypten hinab, maßgebend gewesen. Innige Beziehungen verknüpften damals die süd- und nordbabylonischen Könige zum Westlande, zu dem unzweifelhaft Kanaan gehörte. Ja, aller Verkehr, aller Handel, der von dem reichgesegneten Aegypten, der von Arabiens und Lybiens Küste nach dem fernen Euphratstrande zog, mußte sich über die großen Karawanenstraßen des Westlandes bewegen. Daher auch der ununterbrochene Hader zwischen Aegypten und Babylonien, diesen Engpaß des Handels in seine Hände zu bekommen, und mit ihm den Handel selber. Namentlich war es Babyloniens stetes Bemühen, hier festen Fuß zu fassen. Hatte es hier Besitz errungen, dann hatte es Zugang zu den Häfen des Mittelmeers, und war in seinem Verkehr von Aegypten unabhängig. Früher hat man gemeint, Palästina hätte mit Ausnahme gelegentlicher Wirren innerhalb seiner eigenen Grenzen und der Streifzüge der assyrischen und babylonischen Fürsten einen tiefen Frieden genossen, und sich schon darum zu der Entwickelung des jüdischen Volkes und seiner Religion besonders geeignet. Doch wir wissen jetzt, daß die Mittelmeerstaaten immerfort die Puffer zwischen den beiden Kolossen Aegypten und Babylonien gewesen sind. Noch heute prangen aus dieser Zeit — es sind schier 5—6 Jahrtausende — jene Inschriften und Bildwerke an den Felsen, die das linke Ufer des Nahr el Kelb berühren. Sie geben Kunde von einer rohen und gewalttätigen, aber darum doch nicht minder hochentwickelten Kultur. Noch hat man erst wenige Bildwerke photographiert und entziffert, aber in Zukunft soll eine einheitliche Zusammenfassung uns auch diesen Schleier lüften. Wir erfahren, daß Gueda, der Fürst von Lagas, Bauholz vom Amanusgebirge geholt, und daß die Könige von Ur längst vor Hammurabi in regen Beziehungen zum Westland standen. Sargon I., den man lange für eine Sagengestalt hielt, bezeugt, daß er auf bestimmte Vorzeichen hin nach dem Westen zog und das Westland unterwarf. Ein andermal wird gesagt, daß er das Meer des Westens überschritten hat („tamtu sa erib samsi" das Meer der Sonnenuntergangsgegend) drei Jahre das Land im Westen erobert, geeinigt habe, seine Bildsäulen im Westen aufgestellt und ihre Gefangenen über Land und See transportiert habe. Mythologisierende Darstellungen hat man häufig ins Fabelreich verwiesen, wir ersehen aber hier, daß Sargon, der mächtige König von Agade, wie sein Sohn Naramsin sich bereits bei Lebzeiten göttlich verehren ließen und als überweltliche Personen im Gedächtnis des Volkes nachher noch weiterlebten. Von ihnen heißt es auf dem Bruchstück eines Textes:

Sargon, der mächtige König von Agade, bin ich. Meine Mutter war Vestalin, mein Vater aus niederem Geschlecht, während der Bruder meines Vaters das Gebirge bewohnte. Meine Stadt ist Azupiranu, welche am Ufer des Euphrat gelegen ist. Es empfing mich meine Vestalinmutter und im Verborgenen gebar sie mich. Sie legte mich in einen Kasten von Schilfrohr, verschloß mit Erdpech meine Türe, legte mich in den Fluß ... Der Fluß trug mich hinab gen Akki, dem Wasserträger. Akki, der Wasserträger nahm mich auf in der Freundlichkeit seines Herzens (?), Akki der Wasserträger zog mich auf als sein Kind. Akki der Wasserträger machte mich zu seinem Gärtner. Während meiner Tätigkeit gewann Ista mich lieb. ... Jahre übte ich die Herrschaft aus ꝛc. ꝛc.

Zu bedenken ist auch, daß die Babylonier und Semiten demselben Stamme angehören, wenngleich erstere um die Zeit, als letztere in die Geschichte eintreten, über eine höhere Kultur verfügten. Redner zeigt an einer Anzahl Bilder, daß selbst die Kunst um mehrere tausend Jahre vor Christus schon sich eine achtunggebietende Höhe in jenen Ländern errungen hatte. Eine silberne Vase zeigt sogar den jetzt bei uns im Handel üblichen Merkurstab, um den sich zwei Schlangen gewunden haben, zur Seite außerdem zwei Adlergenien. Als wir Genaueres über jene am Euphrat und Tigris wohnenden Völker erfahren, ist schon alles bei ihnen im Niedergange.

Dr. Baum in der „Germ."

*

Im Alter von 110 Jahren

ist Charles Green, der älteste Mann in Sussex und vermutlich auch der älteste Mann in ganz England, in Brighton gestorben. Er wurde in Selsey, bei Chichester am 22. August 1794 geboren, war der Vater von 10 Kindern, hatte 22 Enkel und zahlreiche Urenkel. Er stammte von einem kräftigen Bauerngeschlecht; wie er erzählte, lebte er in der Jugend, als er 10 Mark in der Woche verdiente, hauptsächlich von „Steckrüben und Speck und Kohl und Kartoffeln; wir sahen weder Rindfleisch noch Hammelfleisch von einem Jahr zum anderen." Er arbeitete im Felde bis zu seinem 92. Jahre, und obgleich er halb blind und taub war, konnte er sich bis vor sechs Monaten noch selbst an- und auskleiden. Als er 100 Jahre hinter sich hatte, konnte er eine Makrele zum Frühstück, ein Stück Braten zum Mittag und einen kräftigen Tee zu sich nehmen. Späterhin aß er dieselben Speisen wie die Kinder des Hauses. Er vermied den Tabak, trank aber gern täglich einen halben Liter starken Porter.

*

Archäologische Entdeckungen in Ephesus.

Einer Nachricht des „Standard" zufolge sind soeben von österreichischen Forschern in den Ruinen von Ephesus einige bemerkenswerte Entdeckungen gemacht worden. Bei dem Theater haben sie ein Gebäude gefunden, das, nach einer Inschrift zu urteilen, eine Bibliothek war, die von einem Manne Namens Celsus gebaut worden war. Man fand zwei Statuen in Nischen, von denen die eine die Wissenschaft darstellt. Noch wichtiger ist die Entdeckung von zehn Hochreliefs, die eine Ballustrade bilden und ein historisches Motiv aus der Zeit der Römer darstellen.

*

Treibjagd auf Wölfe.

Aus Semlin wird dem „Neuen Wiener Tageblatt" geschrieben: Auf der östlichen Seite des Syrmier Komitats vermehrten sich in letzter Zeit die Wölfe derart, daß man von amtswegen eine Treibjagd auf diese Raubtiere veranstaltete. An dieser Jagd beteiligten sich viele Jäger aus der Umgebung, und auch aus Belgrad kamen mehrere Herren herüber, um teilzunehmen, ferner Graf Pejacsevich aus Nasic, der Sohn des kroatischen Banus. Die Treibjagd streckte sich auf die Umgebung der Ortschaften Kupinovo, Asenje, Dörez, Becmen u. s. w. aus. Es wurden gleich am ersten Tage drei Wölfe erlegt, allein in dem Treibringe befanden sich ca. 15 bis 16 dieser gefährlichen Tiere, die jedoch durch den Ring durchbrachen und sich in die Waldungen flüchteten. Der junge Graf Pejacsevich schoß bei dieser Gelegenheit den ersten Wolf, deshalb mußte er nach Jägersitte den „Schilling" ertragen. Es ist hier bei den Jägern Usus, daß demjenigen, der das erste Raubtier in seinem Leben erlegt, drei Stockhiebe versetzt werden, und zwar erhält er diese Streiche von jenem Jägerkameraden, der die meisten dieser Gattung wilder Tiere schon geschossen hat. Graf Pejacsevich legte sich auch auf den von ihm erlegten Wolf, und der Gendarmerie-Hauptmann Schwaz erteilte ihm die drei Hiebe.

Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.
Verantwortlicher Redakteur F. J. Knappe in Bochum.



Nr. 9. 13. Januar 1904

Die kleine Kapelle.

13)

Preisgekrönte Novelle von A. de Poiseux. Genehmigte Uebersetzung. (Nachdruck verboten.)

Einer der Bierbrauer forderte seine Rechnung, und die Wirtin beeilte sich lächelnd, seinem Wunsche nachzukommen. „Das eilt ja gar nicht, Herr Pennohaert," flüsterte sie mit süßer Stimme, während sie nichtsdestoweniger in ihren Büchern eifrig weiter blätterte, denn ein unantastbares Prinzip der Frau Warcollier war es, niemals und unter keinen Umständen das Geld eines Kunden zurückzuweisen.

Nach Ablauf einiger Minuten ließ sie sich von neuem vor ihren Papieren Herrn Panderfull gegenüber nieder.

„Ich störe Sie abermals, lieber Herr Panderfull."

„Durchaus nicht. Ich habe aufgehört. Es gibt Tage, wo man nichts Gutes schafft."

„O nicht doch, Herr Panderfull. Sie schreiben, wie Sie sprechen. Das sprudelt nur so hervor."

„Ich mache nie Redensarten. Ich schreibe gerade so, wie ich denke. Und dann schreibe ich auch etwas ungeschickt, wie ein Alter, was?"

„Ein Alter! Mancher junge Mann von dreißig Jahren könnte Sie beneiden. Sie sind mir nie so jung erschienen wie heute."

„Das Kompliment muß ich Ihnen machen, liebe Frau Warcollier. Sie würden Ihrer Schwiegertochter Konkurrenz machen, wenn Ihr Sohn sich heiratete ..... Uebrigens, was Ihren Sohn angeht ....."

Wieder nahm Casimir Herrn Panderfull das Wort vom Munde fort.

Der letztere hatte Mühe, eine ungeduldige Bewegung zu unterdrücken.

„Das Handwerk stellt seine Anforderungen," sagte die Wirtin geziert, und mit einer Miene, der man es ansah, wie viel ihr die Pflichterfüllung diesmal koste, verließ sie das Zimmer.

Die Gäste fingen an aufzubrechen.

Die Dominopartien wurden immer weniger, denn die meisten der wöchentlichen Spieler waren verheiratet und Familienväter; schon früh morgens begann ihr Tagewerk, und nicht ohne Gefahr zu laufen, sich einem ehelichen Ungewitter auszusetzen, hätten sie es wagen dürfen, später als zehn Uhr nach Hause zu kommen.

Jetzt war also der Zeitpunkt, wo die Gäste der „Limonadenkönigin" ihr Lebewohl zuriefen, und diese durfte sich dieser Aufmerksamkeit um so weniger entziehen, als ihre Kunden gewohnt waren, von ihr ein freundliches Wort auf den Heimweg mit hinaus zu nehmen. Daß sie dabei die neu hinzukommenden ganz besonders bedachte, darf nicht Wunder nehmen, galt es doch, auch diese dauernd für ihr Lokal zu gewinnen.

Heute präsidierte sie indessen dieser wichtigen Zeremonie nicht mit gewohnter Meisterschaft. Sie wandte den Schützen das freundliche Lächeln zu, das den Bierbrauern hatte zu teil werden sollen; verwechselte Herrn Bombonance mit Herrn Van Mothen, vergaß Herrn Bricolet um eine Prise zu bitten, und erkundigte sich weder nach dessen Frau, noch nach dem „Kleinen" des Tervueren, war gegen ihre Gewohnheit kurz und aufgeregt, und das alles, wie man leicht erraten kann, nur deshalb, weil sie Eile hatte, zu Herrn Panderfull zurückzukehren, der mittlerweile allein in ihrem Privatkabinet saß und über die lange Verzögerung ebenso unzufrieden war, wie sie selber.

Als Frau Warcollier wieder erschien, hatte er schon gewettert gegen die Quälgeister, gegen Casimir und die Dominospieler, ja, gegen die ganze Welt, und mit geheimer Genugtuung hörte er, wie Frau Warcollier ihren Kellnern diesmal die Anweisung gab, sie unter keiner Bedingung weiterhin zu stören, da sie mit Herrn Panderfull wichtige Geschäfte besprechen müsse.

„Sie müssen mich für sehr unhöflich halten, lieber Herr Panderfull," sagte sie mit sanftester Stimme.

„Ich weiß, wie es geht; ich bin auch im Geschäfte gewesen."

„Ich glaube, Sie sprachen mir von Heirat."

„Ich wollte Sie nach Ihrem Sohne fragen."

„Gott sei Dank, es geht ihm besser. Er ist sehr krank gewesen. Wenn ich es gewußt hätte, würde ich keine ruhige Stunde gehabt haben; aber der gute Junge hat mich nicht aufregen wollen, und erst jetzt nach seiner vollständigen Wiederherstellung hat er mir geschrieben, daß er ernstlich in Gefahr gewesen ist."

„Das zeugt von gutem Herzen."

„Ein goldenes Herz hat er, Herr Panderfull. In der Beziehung bin ich glücklich."

„Ich habe gehört, daß Sie ihn zurückrufen wollen."

„Das heißt, er selbst will zurückkommen, um die [illegible] einzunehmen, die ihm zukommt; seine Stelle als Herr des Hauses. Er kann in Paris nichts mehr lernen, und ich habe seine Hülfe so notwendig."

„Aber, liebe Frau Warcollier, Sie verstehen es besser, als irgend Jemand ..."

„Sie sind ein Schmeichler, Herr Panderfull. Aber gerade in unserem Geschäft kann ein Mann gar nicht ersetzt werden, besonders dann nicht, wenn dieser Mann die notwendigen Eigenschaften in so hohem Grade besitzt, wie es bei Friedrich der Fall ist."

„Ich erinnere mich seiner noch sehr genau. Ich habe ihn ganz klein gekannt und habe ihn groß werden sehen: wie lebhaft, artig und zuvorkommend war er immer gegen die Gäste. Aber ich glaube, er bekümmerte sich nicht sehr viel um das Café."

„Das ist wahr. Damals hatte ich die verrückte Idee, ihn für eine andere Karriere zu bestimmen. Ich hatte vor, meine Liegenschaften zu verkaufen und mich aus dem Geschäfte zurückzuziehen. Aber seitdem habe ich seinen guten Gründen Gehör geschenkt und eingesehen, daß ich Unrecht hatte. Wenn man ein gut gehendes Geschäft hat, ist es unvorsichtig, etwas anderes zu suchen."

„Das ist sehr vernünftig gesprochen."

„Und dann habe ich mir gesagt, wenn wir so handelten, entsprächen wir am besten den Intentionen meines armen Gatten, der immer gehofft hatte, sein Sohn würde einmal sein Nachfolger werden."

„Liebe Frau Warcollier, das ist auch mein Grundsatz, die Söhne müssen das Geschäft ihrer Väter fortsetzen. Die Industrie würde viel mehr zur Blüte kommen, und es gäbe viel mehr Frieden in den Familien, wenn diese weise Gewohnheit der alten Zeiten noch heute in Gebrauch wäre."

„Ach, Herr Panderfull, mein Mann hat mir immer gesagt, Sie seien ein Gelehrter."

„Ein Mann, der Erfahrung hat, höchstens ....

Aber Ihre Pläne sind damit noch nicht zu Ende, denke ich. Ihr Sohn kommt also zurück; er tritt hier ins Café ein, steht an der Spitze eines Etablissements mit sehr schöner Kundschaft; sollte er da nicht heiraten, der Schlingel?"

Ein Strahl der Genugtuung blitzte in den Augen Frau Warcolliers auf; aber sie bezwang sich.

„Ich wünschte nichts mehr als das, Herr Panderfull. Aber stellen Sie sich vor, das gute Kind will nicht heiraten."

„Bah! Das kenne ich: vielleicht eine Liebelei von früher, die im Herzen liegt. Indessen zeigen Sie ihm einmal ein vernünftiges, liebenswürdiges und ... hübsches, junges Mädchen ... es gibt deren ja noch immer in Brüssel."

„O gewiß. Aber bei ihm steht die Idee doch ganz fest, und ich habe schon oft genug vergebens dagegen gekämpft. Er wird ja wohl hoffentlich einmal

Tages seinen Sinn ändern, aber für den Augenblick ist nicht daran zu denken."

Ganz bestürzt vergaß Herr Panderfull alle seine guten Vorsätze.

„Das ist schade!" rief er aus, „ich wollte Ihnen einen Vorschlag machen."

„Wirklich, Herr Panderfull, und darf man wissen? . . ."

„Das ist überflüssig, da der Entschluß Ihres Sohnes unerschütterlich fest steht."

„Es gibt nichts Unerschütterlicheres in dieser Welt, Herr Panderfull, als die Liebe der Mutter zu ihren Kindern. Wenn es sich um eine Frau handelte, die meinem Sohne vorschlügen, wenn ich das Glück meines Sohnes in so sicheren Händen sähe, so würde ich nicht ruhen und nicht rasten, bis ich ihn auf andere Gedanken gebracht hätte. Lieber Herr Panderfull, Sie haben mir schon zuviel gesagt, um halbwegs Mutter steht Sie an, sprechen Sie."

Herr Panderfull war gerührt.

„Liebe Frau Warcollier," sagte er, „ich fürchte, ich habe unbesonnen gesprochen."

„O, sagen Sie das nicht," erwiderte Frau Warcollier, „können denn zwei alte Freunde, wie wir sind, sich nicht alles anvertrauen? Wenn die Dame Ihnen nicht gar zu nahe verwandt ist . . ."

„Ja, das ist es ja eben, liebe Frau Warcollier." „O, lieber Herr Panderfull, lassen Sie mich nicht mich umsonst freuen . . . Ihre Nichte? . . . Sprechen Sie wirklich von Ihrer Nichte? . . ."

„Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als es zuzugeben; aber denken wir nicht mehr daran."

„Im Gegenteil, denken wir recht, recht viel daran; denn jetzt darf ich Ihnen auch gestehen, daß Friedrich in Fräulein Marzeline ganz verliebt war, als er von Brüssel abreiste."

„Nicht möglich!"

„Wir hatten von Ihren Freunden von dem hübschen, liebenswürdigen jungen Mädchen so viel sprechen gehört, und dann war er ihr auch verschiedentlich mit Ihnen begegnet, so daß er schließlich, wie so mancher andere, ganz hingerissen war."

„Aber warum . . .?"

„Diesmal unterbrach Frau Warcollier Herrn Panderfull.

„O, ich habe Mühe genug gehabt, ihn zu beruhigen und zu verhindern, daß er keine Unvorsichtigkeit begehe; mein Friedrich hat eben alle Vorzüge, aber auch alle Fehler seines Alters und seines Charakters. Er ist heißblütig und kennt keine Hindernisse. „Mama," sagte er, „das ist eine Frau, wie ich sie brauche. Entweder die oder keine." Ich muß Ihnen gestehen, Herr Panderfull, das war nicht der kleinste Grund, weshalb er von Brüssel fortgegangen ist."

„Da hat er Unrecht gehabt, Frau Warcollier."

„Ganz gewiß hat er Unrecht gehabt; denn die Entfernung hat die Sehnsucht nach Marzeline nur noch in ihm erhöht. Deshalb wollte er auch nichts davon hören, sich zu vermählen; aber jetzt . . . O, Ich selbst bin ganz aufgeregt!"

„Aber warum haben Sie sich denn nicht erklärt? Warum haben Sie nicht einen Ihrer Freunde zu mir geschickt oder sind geraden Weges selber zu mir gekommen? Was, Teufel, ich bin doch kein Ungeheuer!"

„Ich habe es nicht gewagt, Herr Panderfull. Denken Sie doch: die Nichte eines so wohlhabenden Bürgers wie Sie, des Hauptmannes der Schützengilde, bald sogar ein wichtiges Gemeinderatsmitglied . . . die Herren sprachen noch heute Abend davon . . ."

„Frau Warcollier," rief Herr Panderfull hochtrabend, „ich werde niemals weder den Handel noch die Arbeit verleugnen, die mich zu Vermögen und Ansehen gebracht haben. Ich habe auch meine Nichte ein Geschäft lernen lassen, um meine Ansichten in dieser Beziehung öffentlich kund zu tun, und wenn der König von Belgien selbst wäre, ich würde nicht anders gehandelt haben. Jeder auf dieser Welt, gleichviel ob Mann oder Frau, sollte eigentlich ein Geschäft erlernt haben."

Herr Panderfull war im Zuge, aber glücklicher Weise nahm er sich zusammen. Er erkannte, daß jetzt weder Zeit noch Gelegenheit sei, eine der improvisierten Reden zu halten, in denen er sich so sehr gefiel.

„Nun denn," fuhr er lebhaft fort, „wenn sie sich lieben, so mögen sie sich heiraten."

„Das heißt," warf Frau Warcollier kleinlaut ein, „mein Sohn liebt Fräulein Marzeline, ob aber Fräulein Marzeline auch meinen Sohn . . ."

„O, zweifeln Sie daran nicht, liebe Frau Warcollier. Marzeline ist ein liebes, gutes Kind, das noch gar keine Erfahrung hat. W ersie versteht, kann sie leiten, wie er will. Ich höre schon jetzt ihre Antwort: Wie Du wünschest, lieber Onkel. Wenn Sie einmal Ihren Sohn kennen gelernt hat und ich ihr sage: Vorwärts, marsch, dann sollen Sie sehen, mit welchem Eifer sie sich in Bewegung setzt. O, es geht nichts über die jungen Herzen! Die explodieren, sobald sie dem Feuer nahe kommen."

„Und dann, Herr Panderfull, halten Sie es nicht für nötig, zuerst unseren Verhältnissen näher zu treten, unsere Bücher einzusehen, selbst zu berechnen, was das Haus einbringt!"

„Liebe Frau Warcollier, das ist Sache der Vermögensverwalter . . . . Was Ihr Geschäft betrifft, so weiß ich eben so gut wie Sie, was es einbringt, und vielleicht viel besser als Sie, was es einbringen kann, wenn Ihr Sohn und ich an die Spitze treten."

„Wie, Herr Panderfull, Sie würden Ihre Güte so weit treiben, daß . . ."

„Daß ich Ihnen die Gäste zuführte, ganz gewiß, Frau Warcollier; in der Hauptstadt Generalmarschällen, Bekannten und Kollegen nach Saint-Gery dirigieren, ja, das wird mir eine Freude sein."

„Das würden Sie tun . . ."

„Das und noch vieles andere. Ich zweifle nicht, daß Ihr Sohn es versteht, mit seinen Gästen umzugehen, aber ich setze voraus, daß es noch eine ganze Reihe von Fabrikationsgeheimnissen gibt, die er nicht kennt, und die er von mir altem, erfahrenem Bierbrauer lernen könnte. Ich halte dafür, daß ein Schenkwirt, der wie ich selbst Hand ans Werk legt, dreiundzwanzig Prozent gegen seine Konkurrenten sparen kann."

„Aber Sie sind ja geradezu unsere Vorsehung."

„Nun, darüber habe ich meine eigenen Ideen, die ich für mich behalte. Aber ich möchte Ihnen noch mitteilen, was meine Nichte mitbringt."

„Herr Panderfull, was denken Sie? Jetzt ist die Reihe an mir, mich zu weigern."

„Nein, nein, ich will es. Sie könnten sich vielleicht einbilden, es wären Millionen bei uns zu holen. Man schwätzt so viel in der Stadt."

Fortsetzung folgt.

Frau Lore.

Roman von J. Jobst.

(Nachdruck verboten.)

Aber, Walter, ereifre Dich nicht so. Er trägt doch nicht unser Geld davon, und schließlich, wenn es dem Baron egal ist, kann es Dir ja auch gleichgültig sein.

So, das sind ja nette Ansichten! rief Walter noch ganz erregt.

Sieh mal, bester Mann, ich finde es ja sogar ganz gut, daß der Kerl solch' ein Schuft war. Was wird nun Dein Griesgram für Augen machen, wenn unter Deiner Leitung unerhörte Einnahmen erzielt werden.

Walter brummte noch vor sich hin, aber es waren schon ganz behagliche Laute, und Frau Lore, die ihren lieben Bären nur zu gut kannte, streichelte sanft weiter: Du sagst selbst, Dir fehlte es noch an so manchem, aber noch einem solchen Regiment muß das Deinige trotz Deiner geringen Erfahrung glänzend abschneiden, meinst Du nicht auch?

Hm! sagte der Assessor, darum brauchte doch nicht mein Vorgänger ein solcher Lump zu sein.

Gewiß nicht, aber es ist besser so, als wenn ein tüchtiger, treuer Administrator schon hier seines Amtes gewaltet hätte. Jetzt gibt es keine Vergleiche zu Deinen Ungunsten, und ich werde noch sehr, sehr stolz auf Dich sein dürfen. Gib nur Acht, Du wirst binnen kurzem Deinem Herrn Baron unentbehrlich werden.

Du Herzensweib! Schulz preßte die schlanke Gestalt zärtlich an sich: Verraucht war der Zorn, die blauen Augen blickten so glücklich darein, als ob sie nicht vor wenigen Augenblicken in wildem Mannesgrimm gesprüht hätten.

Und nun laß die alten Bücher, wir wollen jetzt unsern Buben suchen, und nach dem Kaffe — Du hast es uns versprochen — geht es hinaus in den herrlichen Wald; Frau Siegfried begleitet uns und bringt Werner zurück, wenn er müde wird, wir aber gehen weiter und immer weiter, bis —

Zum verwunschenen Schloß, lachte Walter, und sah seiner liebreizenden Frau mit leuchtendem Blick in die Augen; sie aber streckte die Arme sehnsüchtig aus und rief: Ja, bis zum verwunschenen Schloß, und wir öffnen es mit dem goldenen Schlüsselein der Liebe, und dann bist Du der König in unserem Reich und ich die Königin. Wie wollen wir glücklich sein!

Schwärmerin! Walter klopfte ihr zärtlich die glühenden Wangen.

Sag' selber, lieber Mann, würdest Du nicht gern auf Deiner eigenen Scholle sitzen? Denke nur, wenn das Schloß da drüben unser wär', wir wollten schon Leben hinein bringen, glaubst Du nicht? Es liegt so still da, als wäre es verzaubert, und Frau Erdmann sagt, man graule sich ordentlich in den langen und hohen Zimmern. Lachen dürfte da drüben keiner. Stelle Dir nur vor, Walter, ich sollte niemals lachen dürfen, nein, da will ich lieber all' mein Lebtag Frau Administrator bleiben, oder Frau Leutnant, setzte sie neckisch hinzu.

Bitte lieber den Himmel, daß er Dich vor solchem Leid bewahre, Lore, erwiderte Walter ernst.

Du hast recht, Walter, und ich will es nie wieder vergessen, wie schwer die Hand des Schicksals auf Deinen Armen ruht, sagte Lore reuevoll. Glaubst Du nicht, daß ich die Frau Baronin ein wenig trösten könnte?

Vorläufig wird unser Besuch scheinbar gar nicht gewünscht, und auch Wieblitz meinte, wir sollten ruhig die Aufforderung dazu abwarten. In einigen Tagen wollen wir zur Oberförsterei hinüberfahren, da uns der Wagen so freundlich zur Verfügung gestellt wurde, und zum Pastor müssen wir auch.

Das müssen reizende Leute sein, wie Frau Siegfried mir erzählt. Der alte Pfarrer ist der Vermittler zwischen den Leuten und dem Schloß, er und Wieblitz sind scheinbar die einzigen Menschen, die dem alten unglücklichen Ehepaar menschlich nahe stehen.

Walter blickte traurig hinüber zu dem alten Bauer, er merkte es wohl selber kaum, daß ihm die Augen feucht wurden. Frau Lore blieb es nicht verborgen, und sie liebte ihn darum um so mehr, ihren warmherzigen treuen Liebsten.

Fröhlich zog bald darauf das Ehepaar in den herrlichen, herbstlich bunten Wald, Frau Siegfried ging mit Werner hinterdrein, der Kleine hatte ja viel zu erzählen, so daß die kleinen Beinchen nicht Schritt halten konnten, er mußte stets in das treue Gesicht seiner alten Freundin schauen, um die Bestätigung seiner Erlebnisse in deren liebevollen Blicken zu lesen. Nun seufzte er tief auf und sagte: Mutti sagt schon, es würde schön hier werden, aber so toll schön, das habe ich nicht gedacht, Frau Siegfried.

Du wirst uns bald vergessen haben, Bubi.

Sag' das nicht, eiferte der Kleine und sah seine Gefährtin ordentlich ängstlich an. Ich soll Euch vergessen, das gibts gar nicht'. Ich hab' den Christian schon gern, sehr gern, aber so toll lieb, wie ich den Siegfried habe, noch lange nicht. Seine Braunen sind auch viel schöner wie die Rappen. Kannst es Christian mich auch mal reiten läßt, so wie der Siegfried? Weißt Du, Du kannst es Christian mal erzählen, Dich glaubt er mehr wie mich.

Das will ich tun, Bubi, und er soll sehr, sehr gut zu Dir sein, damit Du kein Heimweh bekommst nach Schwarzbach.

Ich bekomme kein Heimweh, es ist doch so schön hier. So'n Hof, sagte Gufte, gibt es nirgends mehr.

Ja, Du hast es gut, Bubi. Du hast den Vater und die Mutter und das Schwesterchen. Pferde sind auch hier und Kühe, und so viel anderes. Und alle werden Dich lieb haben, nur wir sind ganz allein, der Siegfried und ich, und wenn ich morgen reisen muß, bricht es mir das Herz ab. Frau Siegfried brach plötzlich in Schluchzen aus. Werner wußte gar nicht, was er machen sollte in dem Zwiespalt seiner Gefühle.

Es war schön hier, noch viel schöner als in Schwarzbach, und doch liebte er Siegfried gärtlich. Aengstlich zupfte er an der Schürze, die Frau Siegfried in ihrem Kummer vor die Augen geschlagen hatte: Weine doch nicht, Du besuchst mich oft, und Siegfried kommt mit, und dann komme ich mal zu Dich auf Besuch, Vater erlaubt es mich, wenn ich sehr bitte. Glaubst Du nicht?

Frau Siegfried schluchzte weiter, aller Jammer, der ihr seit dem Umzuge im Herzen saß, mußte herunter, und Werner sah ratlos von ihr zu den voranschreitenden Eltern, dann aber faßte er einen plötzlichen Entschluß und rannte diesen nach.

Vater, die arme Frau Siegfried weint doch so sehr, daß sie morgen fort soll. Sie kann doch hier bleiben, und der Siegfried soll auch kommen. Glaubst Du nicht, daß Großpapa das erlaubt?

Kann schon sein, antwortete Walter indessen Lore zu der fassungslosen Frau trat und ihr gut zureden an den Abschied der alten Getreuen dachte.

Weinen Sie doch nicht so, Frau Siegfried.

Sie machen Bubi das Herz schwer, er sieht schon ganz verängstigt aus, der arme, kleine Mann.

Frau Siegfried schluchzte noch einmal herzbrechend, dann sah sie aber mit dem frischen, kugelrunden Gesicht schon getrösteter aus, schien doch die Sonne so lustig durch die bunten Blätter, gerade wie in Schwarzbach, und der Wind sang sein Lied in den hohen Wipfeln, und es wurde ihr ganz feierlich und heimatlich zu Sinn. Herr Assessor, sagte sie energischen Tones zu dem herantretenden Manne, der ihr auch einige Trostesworte sagen wollte, wenn Sie mal von was hören, was für meinen Mann und mich paßt, so kommen wir her, hier läßt es sich leben. Der Forstmeister zieht bald fort und läßt uns beide Alten ganz allein, dann kann man mir nur gleich das Grab aussuchen, das überlebe ich nicht.

Ich werde die Sache im Auge behalten, Frau Siegfried. Wir nehmen keinen Abschied für immer. Was sollten auch Bubi und Klein-Ursel anfangen ohne Siegfriede. Schlimmsten Falles ziehen Sie oben in unser Giebelstübchen.

Bei diesen Worten verklärte ein glückseliges Lächeln das breite Gesicht der Kutscherfrau, und sie war getröstet. Im besten Einvernehmen schritt die kleine Gesellschaft weiter, und Bubis Herz jubelte doppelt freudig allem neuen zu, als er seine alte Vertraute wieder lachen sah. Munter sprang er voraus auf dem Weg, der durch eine dichte Schonung führte, doch blieb er plötzlich überrascht stehen und rief: Vater, sieh doch nur, hier steht ein Haus.

Die anderen beeilten ihre Schritte und sahen hart hinter dem dichten Tannenbestand eine kleine Waldwiese, an welcher ein freundliches Häuschen lag, mit weißen Wänden und glitzernden Fenstern, das rote Dach wie eine Zipfelmütze tief herunter gezogen. Hohe Tannen wiegten ihre stolzen Wipfel über dem anheimelnden Bildchen, und begrüßten mit ihrem Rauschen die hinzutretenden Wanderer, ein silberheller Bach zog murmelnd durch Wiese und Wald.

Das wird wohl ein Forsthaus sein, sagte Lore.

Ein Wirtshaus ist es! belehrte sie ihr Mann.

Ein Wirtshaus? fragte Lore zweifelnd, hier so tief in der Waldeinsamkeit?

Wer fragt, bekommt Antwort, und ein frischer Trunk wird uns gut tun, lachte Walter und klopfte an die Tür: Heda, Wirtshaus!

Ein Fenster klirrte, und ein altes Frauengesicht sah hinaus: Komme gleich!

Hier ist es köstlich! sagte Lore tief aufatmend. Sie hatte einen Sitzplatz entdeckt unter einer mächtigen Linde, die sich eine Strecke von dem Häuschen entfernt auf der Wiese befand. Vergnügt ließ sich da die Gesellschaft nieder und wartete, was da kommen würde. Es dauerte nicht lange und die Türe öffnete sich, um ein gebücktes Weibchen durchzulassen, die auf den Tisch loshumpelte.

Können wir Bier bekommen?

Ist gestern alle geworden bei der Leich'.

Bei was? fragte Walter.

Mein Mann ist gestern begraben worden. Die Alte wischte sich die Augen.

Alle schauten mitleidig auf die alte Frau, und als sie wieder dem Hause zuhumpelte, um Milch und Schinkenstullen zu besorgen, schloß sich Frau Siegfried ihr an, um dem armen Weibchen zu helfen. Bald darauf erschien sie wieder mit blitzenden Augen und hochroten Backen, sie trug in ihrer Schürze eine zappelnde Last, indessen ein brauner Hühnerhund sie begleitete und ängstlich an ihr emporsprang.

Schau nur, was ich hier habe, Bubi, lockte Frau Siegfried den Knaben, und ließ sechs junge Hündchen auf die Wiese fallen.

Jauchzend sprang Werner auf und saß bald in holder Eintracht neben der Hündin auf dem Rasen und spielte mit den sammetweichen Geschöpfen, über deren tolpatschiges Purzeln er sich totlachen wollte.

Ich wollte ihn ein wenig weghaben, sagte Frau Siegfried, die wieder zu den Eltern getreten war; ich möchte Ihnen was sagen, Herr Assessor.

Schießen Sie los.

Diese Waldschänke heißt Waldfried, ein schöner Name, das muß man sagen. Frau Siegfried nickte mit dem Kopfe und sah das junge Paar auffordernd an. —

Ein sehr schöner Name, wiederholte ihr zu Gefallen Frau Lore.

Ja, und denken Sie, daß sie nun keinen Wirt mehr hat.

Wird sich schon bald einer finden, sagte Walter; wem mag sie eigentlich gehören.

Sie ist königlich, belehrte Frau Siegfried.

So war es also der Pächter, der gestern gestorben ist, erwiderte Walter; er blickte zu seinem Bübchen hinüber, der jetzt umhertrollte mit der Hündin, die Gefallen an ihm zu finden schien. Die Erregung der alten Frau entging ihm aber Frau Lore machte sich darüber schon ihre eigenen Gedanken.

Ja, Herr Assessor, es ist gerade so, wie Sie sagen, der alte Pächter ist tot, und noch ist kein neuer da, sagte die alte Frau.

So, so! murmelte Walter vor sich hin, Lore aber sah auf ihren zerstreuten Mann, der noch gar nicht begriff, worauf Frau Siegfried lossteuerte, doch sie wollte nicht vorgreifen.

Und wenn Sie ein gutes Wort einlegen täten, so würde Ihnen Herr Forstmeister Wieblitz wohl zu Gefallen sein.

Walter blickte auf. Was redete die Siegfried? Forstmeister Wieblitz? wiederholte er fragend. Aber was sollte er selbst dabei?

Es ist doch nur, daß der Herr Forstmeister die Schänke zu vergeben hat.

Das stimmt, wenn sie königlich ist, Frau Siegfried! Meinetwegen kann er hierher setzen, wen er will!

Gewiß, Herr Assessor. Sie haben recht, aber es ist nur, daß man ihn darauf bringt! Tiefsinnig starrte Frau Siegfried vor sich hin, glaubte sie doch bestimmt, der Assessor wüßte, mit welch' vermessenen Wünschen sie sich trug. Vermessen war es doch gewiß, an ein solches Glück zu glauben. Endlich stieß sie hervor: Es wäre ja ein unverdientes Glück.

Was? fragte Walter und sah verblüfft auf die erregte Frau, deren Backen leuchteten wie die roten Blätter der jungen Eichenschonung da drüben jenseits der grünen Wiese.

Na, das mit der Schänke. Und so nahe bei Hoffelde, einen Katzensprung — zum Kaffee kann man hierher kommen, ich glaube, es ist knapp dreiviertel Stunden.

Länger wird's nicht sein, bestätigte Walter, und ein Friede ist hier, eine Stille, ich glaube, Lore, hier kommen wir noch oft her.

Und Frau Lore lachte nun, und Werner sprang entzückt über den Jubel auch herzu. Indessen die Hündin mit lautem Gebell den Tisch umkreiste, um auch an der allgemeinen Freude teilzunehmen. Dann streckte der Assessor der verblüfften Bittstellerin die Hand entgegen: Schlagen Sie ein, alte treue Seele, wenn es nach mir geht, sollen Sie die Konzession bekommen, oder vielmehr Ihr alter Knasterbart. Möchte er mir noch manchen Korn aufs Pferd reichen. Gleich morgen reite ich zum Oberförster, und Sie reisen nicht eher ab, als bis die Sache in Ordnung ist.

Frau Siegfried war strahlend, sie sah sich auf dem Höhepunkt ihres Lebens, Besseres konnte es gar nicht geben, und im Uebermaß ihrer Gefühle bob sie Werner an ihre Brust und küßte ihn stürmisch, wogegen sich der Junge aber tapfer wehrte. Er konnte nun mal das Küssen nicht leiden.

Das Erscheinen der betrübten Witwe dämpfte die hochgehenden Wogen der Freude, und nachdem man den Imbiß verzehrt, und noch eine kurze Inspizierung des Besitztums vorgenommen hatte, bei welcher Frau Siegfried sich schon als Frau Wirtin sah, mit dem geschärften Auge der Hausfrau in den tiefsten Winkel spürend, kehrte man seelenvergnügt nach Hoffelde zurück.

Fortsetzung folgt

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

14. Januar.

1575: Barbara Uttmann, Erfinderin der Spitzenklöppelei, †. (Annaberg). 1586: Lucas Cranach der Jüngere, †. (Wittenberg.) 1683: G. Silbermann, Orgelbauer, geb. (Kleinbobritzsch). 1871: König Wilhelm teilt den deutschen Fürsten die Annahme der Kaiserkrone mit. 1874: Philipp Reis, Erfinder des Telephons, †. (Friedrichsdorf). 1890: Karl Gerok, †. (Stuttgart).

*

OW Etwas über Wohlgerüche.

(Nachdruck verboten.)

„Die Zeiten sind nicht mehr, da Berta spann," ja selbst die sind dahin gegangen, wo es ein besonderer Stolz auch einer hochstehenden Dame war, dieses oder jenes Gericht vortrefflicher als andere herstellen zu können. Rühmt sich doch überhaupt wohl kaum noch ein weibliches Wesen seiner Kochkunst, es sei denn, daß es gar „dienenden Klasse" gehört und es sein Beruf ist, den Kochlöffel zu schwingen. Und nicht nur Gerichte für die Tafel, auch eine Menge anderer Dinge gut zu bereiten war ehemals der Stolz jeder Hausfrau, während sie es jetzt für lächerlich halten würde, sich damit abzugeben. Nicht immer, weil sie es unter ihrer Würde betrachtet, sondern weil man auf industriellem Wege dieselben billiger und besser herstellt. Früher z. B. machte fast jede Dame das Parfum, welches sie besonders liebte, selbst, während jetzt wohl keine mehr daran denkt. Selbst mit den Erzeugnissen des Laboratoriums nicht aufnehmen, weil so vielerlei Ingredienzien jetzt nötig sind und auch, falls sie sich diese beschaffen wollte oder könnte, würden ihr die geeigneten Utensilien nicht zu Gebote stehen.

Die Kunst der Parfümbereitung ist überhaupt eine viel komplizierte geworden, als sie es einst gewesen. Gegenwärtig werden hauptsächlich solche Parfums gekauft, die nicht identifiziert werden können, d. h. die infolge geschickter Vermischung mehrerer Wohlgerüche nicht erkennen lassen, woraus sie bestehen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Mode die Fabrikanten aufgebracht haben, da jeder ein „Rosen- oder Veilchenparfum herstellen kann, eine besondere feine Mischung aber sich nicht so leicht imitieren läßt. Sonst aber vermögen diese wenig dazu zu tun, daß dieses oder jenes Parfum sich einführt, manchmal wird von einem ganz besonders viel erwartet und es findet keinen Anklang, während ein anderes, auf das man geringere Hoffnungen setzte, sich den Markt erobert; es geht hier genau so, wie bezüglich der weiblichen Toilette.

Da fortwährend neue Parfums herausgebracht werden, so dürfte es deren schon gegen Tausend geben. Viele haben ein Vorurteil dagegen und halten es für schädlich. Das